Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

135 (13.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Wirbel des Scheines

Eine Trilogie zeitgemäßer Erinnerungen

Von Hermann Sixtus.

Es ist eine **eigentümliche Sach' ums Geld.** Halb zum Greinen, halb zum Lachen. Der Eine rauft darum, der andere wirft's weg. Der Tausendmarkschein wiegt ein paar Gramm, ist also nichts. Wer aber dieses Nichts hat, der kann mit seiner Hilfe einen kleinen Berg umdrehen. Wer einen Tausendmarkschein besitzt, der kann ihn wegwerfen, kann sich eine Zigarre damit anzünden, oder sonst was damit machen. Ganz seine Sache! Wer ihn nicht besitzt — — na ja, das wissen wir ja alle. Ums Philosophieren aber schreiben wir diese Geschichte nicht, denn sie besitzt sogar **recht realen Hintergrund.** Sie spielt in jener gesegneten Zeit nach dem Weltkriege, in der die Einen von den Anderen schubkarrenweis ausgesäckelt wurden. Wo Leute mit anständigem Charakter ihr sauer erworbenes **Vermögen über Nacht für schlechte Scheine los wurden** und wiederum andere mit schlechtem Charakter ihre ebenso schlechten Scheine gegen gute Ware eingetauscht haben.

Der Tausender.

Buchenheim liegt am Rande des Gebirges. Es ist eine Provinzstadt mit wenigen Fabriken und viel kleinem Handwerk. Die an der Stadtgrenze wohnenden Bürger haben auch noch Ackerbesitz. Der hat aber bereits in den letzten 50 Jahren schon nicht mehr ausgereicht, die Stadt zu ernähren. Deshalb haben die Bauern der umliegenden Dörfer auf dem großen Wochenmarkt, der dort jeden Donnerstag stattfand, immer ein gutes Geschäft gemacht. Als aber die Lebensmittelmarken kamen und in deren Gefolge die Geldentwertung eintrat, sind die Bauern vom Wochenmarkt weggeblieben und haben ihre Butter, den Speck, die Gänse und Hühner und Eier nutzbringenderweise hintenherum gegen Liebhaberpreise abgegeben. Es hat keinen Sinn mehr, jetzt darum zu schelten. Das war einmal so, und ist, wenn man es richtig betrachtet, den Bauern auch nicht zum Guten ausgeschlagen. Viele sind in Grund und Boden hinein verdorben geworden und ihnen sind die aufgestapelten Scheine gerade so gut entwertet, wie den Städtern auch. Es war kein Segen bei solchem Handel. Nur einige ganz pfiffige Bauern haben sich dabei gesund gemacht. So auch der Bachbauer von Breitenbuch, das eine Stunde bergwärts von Buchenheim liegt. Der Bachbauer hat zu damaliger Zeit die Tausender nur so eingescheffelt. Wenn er wieder einen Bündel Tausender beisammen hatte, dann kaufte er in Buchenheim berechnenderweise all das an Waren ein, was er infolge der besonderen Verhältnisse an jenem Tage ausnahmsweise billig erwerben konnte. So war sein Haushalt um den Spätsommer des Jahres 1922 mit all den Dingen, die man auf einem Bauernhof brauchen kann, vollgestopft. Und er verlegte sich in seiner Art aufs Spekulieren. Von da ab kaufte er in Buchenheim nur noch Heiligenfiguren aus Gips. Lauter bunt bemalte, oder halb oder ganz vergoldete Heilige. Aber auch die kaufte er nur dann, wenn Geldkurs und Heiligenpreis günstig zu einander standen. War das nicht der Fall, nahm er seine Tausender mit auf den Berg und kam am andern Tag wieder. Er hatte schon eine ganze Stube voll von diesen Figuren. Dort standen sie dicht nebeneinander. „Sie brauchen kein Heu und rauchen auch keine Zigarren" sagte er öfters und wenn wieder andere Zeiten kommen schlage ich sie Stück um Stück mit Gewinn los!"

An einem Spätsommertag hatte der Bachbauer wieder einen schweren Rucksack voll schwarzgeschlachteten Rauchfleischs verhandelt und trug nun eine Last Heilige heim. Er hatte aber einen handlichen Affen dazu aufgepackt, weil er am Stadtausgang beim Ankerwirt sein letztes Fleisch losgeworden war und einen Teil seines Geldes in Bier und Schnaps anlegte. Als er halbwegs auf dem Berg war, aber noch in Sicht der Stadt, wurde ihm von dem dünnen Kriegsbier etwas weich zumute. Da er aber kein anderes Papier bei sich hatte, benutzte er einen Tausendmarkschein zu dem Zwecke, zu dem sonst andere Leute unter solchen Umständen eine Handvoll Gras nehmen. Denn, wie gesagt, er hielt nicht viel von den Tausendern. Dann wackelte er weiter. Die Sonne lachte ihr Teil dazu, trocknete den Tausender wieder, der leise Bergwind trieb den Geldschein langsam durch das Gras, so daß er wieder leidlich blank war und jagte ihn dann, etwas weiter talwärts raschelnd zurück an den Weg bis vor die Füße des dort spazierengehenden Amtsrichters Frick. Dieser gehörte als Festbesoldeter und Richterzeuger zu jenen Menschen, denen damals der Tausender mehr galt, als dem auf Schwarzhandel eingestellten Erzeuger von Rauchfleisch. Er hielt also den neckisch herumflatternden Tausender an, rieb ihn, der anscheinend einige Spuren von Lehm zeigte, im Grase ein wenig ab, faltete ihn zusammen, steckte ihn in die Westentasche und stieg bergab. Beim Ankerwirt setzte er sich in den Vorgarten, vesperte sehr bescheiden für den Tausender und zog dann seines Weges stadteinwärts.

Die Million.

Am Rande der Stadt Buchenheim lag zu jener Zeit ein Anwesen, dessen Wohngebäude nach der Straßenseite zwar städtische Züge aufwies, an dessen Rückseite aber Stall und Scheuern angebaut waren. Eines jener Anwesen, die dann, wenn Städte sich ausdehnen, von jeher für den Spekulanten ein begehrenswertes Objekt darstellten, weil die gesamten zugehörigen Ländereien dicht angrenzen. Der Besitzer dieses Anwesens, der Schmutterer, hatte seiner Lebtag leidlich gearbeitet, ohne sich gerade die Beine herauszureißen. Dies ging umso leichter, weil er so nach und nach einen Teil seines umfangreichen Grund und Bodens zu Bauplatzzwecken verkauft hatte und die Zinsen der auf der Sparkasse liegenden Verkaufssumme eine gar angenehme Zubuße darstellten. Seiner einzigen Tochter, die in die Großstadt geheiratet hatte, vermochte er vor dem Kriege neben schöner Aussteuer auch noch eine annehmbare Mitgift zu geben. Seine Frau war vor einigen Jahren gestorben, er selbst stand um die Sechzig und nunmehr allein. In diesem Alter sehnt sich ein Mensch nach Ruhe und der Schmutterer hätte schon lang gern privatisiert. Keiner aber hatte ihm bis jetzt genug für sein Anwesen geboten. Bis eines schönen Samstags, es war im Frühjahr 1923, der auf dem Marktplatz in Buchenheim wohnende Schuhfabrikant Weinzierl bei ihm vorsprach und eine Million für das Anwesen bot. Eine runde Million! Der Schmutterer zögerte. Nicht etwa, weil ihm der Preis zu niedrig schien. Im Gegenteil, er war verblüfft von der Höhe des Angebots und wurde dadurch verdutzt. Am Sonntag kam der Weinzierl nochmals und bot ihm hunderttausend Mark mehr. Als sich der Schmutterer immer noch nicht zu entschließen vermochte, sprach der Fabrikant am Montag Vormittag abermals vor und machte ein nochmaliges Angebot von weiteren hunderttausend Mark mit dem Bemerken, daß er jetzt nicht mehr kommen werde und der Schmutterer dann sein Glück wohl verscherzt habe. Da biß der Halbbauer an. Nachmittags gingen sie zum Notar. Die Kaufsumme wurde sofort erlegt. Alles hatte seine Richtigkeit und der Schmutterer fühlte sich als Millionär. Zwei Tage später, als er seinen Hausrat in einem gemieteten Raume untergebracht hatte, zog er sich sonntäglich an, ließ den wohlgepackten Reisekoffer zum Bahnhof schaffen und fuhr in die Großstadt zu seiner Tochter. Bevor er deren Haus betrat, ging er aber in ein feines Friseurgeschäft und ließ sich die Haare schneiden, rasieren und dann, weil ihn der Friseur fragte, ob Maniküre gefällig sei, auch noch die Fingernägel polieren. Er war wie im Taumel und mußte sich mit seinem vielen Geld erst wieder neu zurecht finden.

Vier Wochen später war die Million kaum noch etwas wert.

So gings mit der Million.

Die Milliarde.

Der Heftenrieter war 78 Jahre alt, zäh wie Zuchtenleder und geizig über alle Begriffe. Er besaß einen mittelgroßen Bauernhof. Seine Frau hatte er zu Tode gespart, seine drei Kinder vor lauter Geiz aus dem Haus geärgert. Sie saßen irgendwo in Städten und schlugen sich mühselig durch. Was der Heftenrieter mit Knecht und Magd, die er mager hielt, erwirtschaftete, das wurde auf die Sparkasse getragen. Während des Krieges verkaufte er nur gegen Gold und Silbergeld und versteckte die eingenommenen Münzen sorgfältig unter dem Strohsack des Bettes in seiner feuchten Schlafkammer, die niemand außer ihm selbst betreten durfte.

Bis eines Tages der Gütermakler Bacherl aus Breitenbuch kam und ihm für das Anwesen eine runde Milliarde bot. Der Makler hatte tausend Millionenscheine in zehn sauber gebündelten bankamtlich gestempelten Paketen als Angebot auf den Tisch gelegt. Dem Alten wurde beinahe schwindelig vor so viel Geld, seine Augen glühten gierig und seine zitternden Finger tasteten begehrlich an der Unmasse von Millionenscheinen herum. Er fühlte sich am Ziel seiner Wünsche, nämlich in Millionen wühlen zu können. So sagte er zu. Der Bacherl holte ihn am andern Tag mit dem Zweispänner ab, sie fuhren in die Stadt zum Notar, um den Kauf abzuschließen. Das war im August 1923.

Im Januar 1924 erschien auf dem Finanzamt in Buchenheim ein alter geizdürrer Mann. Unter dem Arm trug er eine Pappschachtel von mittlerer Größe, die mit einem dicken grünen Garbenstrick zusammengebunden war. In der Schachtel lagen lauter Millionenscheine. Die packte er vor dem Finanzamtsvorstand aus und verlangte Aufwertung. Hunderttausend Goldmark seien das mindeste, was er zu kriegen habe. Der Alte zitterte an allen Gliedern, sprach aufgeregt und wirr. Der Vorstand lachte zuerst und sah hierauf den Mann genauer an. Dan telephonierte er dem Bezirksarzt und dieser ließ den Heftenrieter ins Irrenhaus schaffen.

So wars mit der Milliarde.

Finale.

Wie ein Spuk kamen die Scheine angetanzt, übertrumpften einander mit immer höheren Zahlen, flatterten wild durcheinander, machten die einen arm und verbittert, die andern reich, zu Schuften, Dummköpfen oder Narren. Und wie ein Hexenspuk waren sie wieder fort, die Scheine. Verschwunden, nachdem sie die Menschen durch die Macht aufgedruckter Zahlen durcheinandergewirbelt hatten, so wie sie selber wirbelten.

Eine Walpurgisnacht des Geldes.

Badisches Landestheater

Neu einstudiert: **„Schneider Wibbel"**

Komödie von Hans Müller-Schlösser

Es mögen 17 Jahre her sein, daß dieses Stück hier zum erstenmal über die Bühne ging. Damals errang es guten Erfolg, denn das Stoffliche wirkte noch neu und überraschend. Der Gedanke, daß ein armer Teufel für seinen Meister vier Wochen Gefängnis abbrummt und während der Verbüßung der Strafe stirbt, womit er gewissermaßen auch den Meister mit in den Orkus hinabzieht, ist eine famose Lustspielidee. Nur hat der Autor sie ausgewalzt wie einen Nudelteig, so daß viele dünne Stellen entstehen.

Das Spiel unter Herrn Baumbachs Leitung suchte nach Möglichkeit darüber hinwegzuhelfen, und es ist der Laune und Hingabe der Darsteller zu danken, daß der Fünfakter einigermaßen vergnüglich verfloß. Es gab Beifall nach jedem Akt. Von 22 handelnden Personen, die eigentlich alle zu nennen wären, erwähnen wir als ganz besonders zu beloben die Herren Müller, Brand, Dahlen, Höcker, Kienscherf und die Damen Rademacher, Genter, Frauendorfer und Kratzer. Für die Sommersaison dürfte sich das Stück recht wohl eignen. M.

Heiterer Roman eines Großstadthundes

JOH. FERCH

PURZL

10

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Ich liebe das Lärmen und Treiben der Straße, die dahinflitzenden Autos und Motorräder, die vielen Menschen, das Klirren und Dröhnen der Straßenbahnen, die spielenden Kinder, das vollatmende Leben der Großstadt. Zwischen den Autos dahinhuschen, mit der Gefahr spielen, einreihen und behend sich drücken durch die auf den Gehsteigen wandernden Menschenbäche; auf irgend einer Plattform der Straßenbahn oder Stadtbahn eingezwängt, Schimpfen, Lachen, Lärmen, Tuten, Klingeln und Rufen — das ist Leben, reißes, die Nerven erregendes und mit wagendem Mut und Schlauheit erfüllendes Großstadtleben.

Wir passen uns ihm an, fügen uns den Pflichten, sind auch strenge Befolger des Gesetzes, das in alter Hundefeindschaft uns vielen Schikanen ausliefert. Wir dürfen keinen öffentlichen Geschäftsladen betreten, harren ruhig vor den Türen, bis die Frauen wieder das Geschäft verlassen. Sehe ich Hunde wartend vor den Geschäften sitzen, möchte ich gerne die Büchergelehrten fragen, ob Beachtung behördlicher Gesetze auch nur Instinkt ist.

Ach, sie wissen nicht, was es für uns bedeutet, wenn die Frau oder der Herr, dem wir stets nah sein wollen, plötzlich in einem Geschäft, also aus unseren Augen, verschwindet. Freilich trennt uns eine Tür von ihnen, in Wirklichkeit ist es uns, als hätten wir verloren, wenn wir auch wissen, da sie wieder aus dieser Tür kommen werden. Vor ihnen erscheinen aber häufig erst Fremde, bei dem Oeffnen der Tür verspüren wir die Wiedersehensfreude, oft werden wir durch Unbekannte enttäuscht. Aber wir brauchen die Leute.

Ob die Menschen die Pflichten auch so streng betätigen? Ich glaube nicht, die vielen Schutzleute beweisen das Gegenteil.

Niemand würde derartige Dinge von anderen Tieren verlangen, nur um uns spinnt man die verworrenen Maschen des behördlichen Vorschriftennetzes. Wie lange noch und man wird in der Großstadt Hunde-Bedürfnisanstalten errichten. Und wir werden uns auch diesem Gesetz fügen.

Man sagt, Hunde seien die besten Kameraden des Menschen, weshalb wir auch vieles, was uns bei ihnen komisch erscheint, als seine Eigenschaften annehmen. Warum zittern wir vor Schutzleuten, weichen ihnen aus in einem dumpfen Angstgefühl, ihr Mißfallen zu erwecken? Nur eine der vielen Eigenschaften der Menschen, die wir von ihnen übernehmen.

Fliehen wir nicht schon bei Drohungen, wenngleich wir wissen, daß wir uns nur zur Wehr zu setzen brauchen, um den Drohenden zum Flüchtenden zu machen?

Wir Großstadthunde sind eben diszipliniert — und Gehorsam ist des Bürgers erste Pflicht.

*

Die Nichte Hedwig nimmt mich zu einem Ausflug mit. Leider fahren wir auch mit der Bahn, ein unangenehmes Erlebnis. Der rollende Boden unter unseren Füßen, die Unsicherheit, in der wir der Eigenbewegung beraubt sind, de Menschenmassen, die in und aus den Waggons fluten — ich bemühe mich, als moderner, als Großstadthund ruhig zu erscheinen, und kann doch das Zittern nicht unterdrücken.

Nicht mir allein ergeht es so, ich sehe auch andere Hunde, die mit einem Freudensprung die Eisenbahn verlassen und den festen Boden unter den Füßen begrüßen. Viele Menschen vermeinen, ihrem Hunde durch derlei Fahrten eine besondere Freude zu bereiten. Der große Fehler, daß sie ihre organische Beschaffenheit mit der unserigen als gleich erachten und dadurch zu falschen Schlüssen gelangen.

Hedwig wandert durch einen wundervoll kühlen, von Waldwiesen gebildeten Laubengang. Ich jage um sie im Kreise, schieße vorwärts, eile dann wieder zurück, um sie nicht zu verlieren. Trotz meiner Klugheit bin ich dennoch stets mit Furcht vor irgend einem bösen Schicksalsschlag erfüllt.

Wir machen in einer lieblich gelegenen Waldschenke halt, wo ich mich unter einem mächtigen, schattenkühlen Baume lagere. Hedwig läßt sich unweit von mir bei einem Tische nieder. Ihr Antlitz trägt den wehen Leidenszug. Und es ist doch ein wunderschöner Frühlingstag, dessen Sonne die Welt in schimmerndem Glanze verklärt.

Plötzlich lichten sich die Mienen Hedwigs. Ein Mann tritt zu ihrem Tisch, sie begrüßen sich. Ich nähere mich Hedwig, lasse mich neben ihr nieder. Das glückliche Lächeln auf dem jetzt rosiggefärbten Antlitz habe ich noch nicht erschaut. Freilich weicht es bald wieder der alten Hoffnungslosigkeit.

Der Mann spricht, weich, tröstend, seine wohlklingende Stimme vibriert, während seine Hand die Hedwigs streichelt:

„Kind! Jugend!"

Warum nennen die Männer immer die Frauen Kinder? Ein Rätsel, das ich nicht lösen kann, wenn ich dabei die überragende Stellung der Frau betrachte.

Hedwig seufzt. Der Mann fährt fort:

„Ich verkenne nicht die Notwendigkeit und beuge mich ihr. Aber schwer ist es, furchtbar schwer."

Er dankt Hedwig für das Schöne und Gute, das sie ihm gab. Es muß viel gewesen sein, denn seine Stimme singt in einem Dankgebet der Andacht und Verehrung. Ach, wie sind die Menschen in ihrer Sprache glücklich, mit der sie ausdrücken, was sie empfinden.

Aber manchmal muß sie auch der Dolmetsch von Schmerzen sein, denn Hedwig beugt sich über die Hände des Mannes und weint.

Nicht immer sind Tränen gleich. Die der jungen Frau aus dem Aprilwetterheim rührten mich nicht, sie waren unecht. Da jetzt Hedwig weint, spüre ich ihr Weh, das mir unfaßbar und übergroß erscheint. Ich dränge meine Schnauze in ihren Schoß.

Sie beugt sich über mich und streichelt mich, indessen die Tränen wie aus Kinderaugen über die schmalen Wangen rollen. Warum tut ihr der Mann weh? Nein, auch er sieht wehmutsvoll vor sich hin.

Die Menschen sind unklug. Sie könnten doch alle glücklich sein, sich freuen, wie so viele, die lachend und scherzend draußen vorüberwandern.

Hedwig und der Mann verlassen den Garten und wandern durch den Wald. Immer wieder weint Hedwig, auch wenn sie sich küssen. Sonst sind doch die Menschenküsse Quellen des Jubels und des Glücks, hier von Tränen.

Das menschliche Empfinden wird uns stets eine verschlossene Welt bleiben.

*

Hedwig weilt bei uns. Ihr Gesichtchen ist schmal und verhärmt. Sie teilt der Tante mit, daß sie heiraten werde. Ein bißchen später kommt ein Mann, die Frau kennt ihn und begrüßt ihn heiter. Er wird Hedwigs Mann, ist aber ein anderer, nicht jener, der Hedwig küßte. Ein anderer — darum das Leid der Lieben, der Gütigen.

Später verlassen sie die Wohnung, ratlos blicke ich ihnen nach. Die Frau lacht, Hedwig zwingt sich dazu, indessen ihre Augen tränenfeucht glänzen. Ist die alte Frau, ist der Mann blind, daß sie den Kummer des Mädchens nicht erkennen?

Schnurrli stört mich in meinem Sinnen. Provozierend wandert er durch das Zimmer, sieht mich spöttisch an. Vorerst bleibe ich ruhig. Das Schicksal Hedwigs erfüllt mein Denken und Fühlen. Schnurrli scheint dies als Schwäche und Feigheit zu deuten. Er legt sich auf den Boden vor mein Lager, seine rote Zunge belegt die Pfoten mit den Krallen, als ob er sie für einen Kampf putzen wollte.

Ich knurre warnend, will ihm zu verstehen geben, er soll mein Mitgefühl mit dem schönen, schlanken Mädchen nicht durch eine Herausforderung in Zorn verwandeln. Der regt sich ohnehin in mir bei der Frage, warum die Frau nicht das Leid der Nichte erkennen will.

Wenn Schnurrli, dieser törichte, kurzsichtige Kater, noch glaubt, ich fürchte mich vor der alten Frau, so irrt er wieder.

Mir ist diese Welt hier zu klein, das Blindsein gegen das Leid zu groß. Es liegt mir nichts mehr an diesem Heim.

Der Kater lebt noch in Vorstellungen von vorgestern, vermeint, in mir den Waffenlosen zu sehen. Ich schnelle mit einem Sprung von der Ottomane auf den verblüfften Kater, bedecke ihn, daß er sich fast nicht zu rühren vermag, zerreiße ihm das Fell, beiße in tobendem Grimm in seine Pfoten, achte nicht auf das jämmerliche Schreien.

Kennen die Menschen kein Mitleid, muß ich es auch nicht beachten. Aus einigen Wunden blutend, flüchtet der Kater auf das Fenster, ich halte am Boden Wacht.

Der Schlüssel knarrt im Schloß, die Frau kehrt zurück. Ich knurre, rühre mich nicht vom Platze, Schnurrli miaut kläglich, der Heuchler übertreibt, die Frau läßt sich bluffen.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg